

Einleitung: Politik vor Ort

Sinnggebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten

Politik und Lebenswelt

Politik wird vor allem in staatlichen Zentren und Subzentren sowie von überregional organisierten Gruppierungen konzipiert. Dort – in den Schaltzentralen der staatlichen Macht, der Parteien und der großen Wirtschaftsunternehmen – entwickeln sich die maßgeblichen intellektuellen Innovationen, dort erfolgen die großen Weichenstellungen des politischen Systems. Staatliche Einrichtungen und Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit vermitteln ihre Inhalte und Organisationsprinzipien der regionalen und lokalen Ebene und den Bürgern, sei es als neues Orientierungswissen, als verpflichtende Vorgaben oder als Partizipationsangebot.

Aus lebensweltlicher Perspektive hingegen ist Politik eine importierte Vorgabe zusätzlich zu den eingeübten Sinnorientierungen und Organisationsprinzipien. Lebenswelt umfasst somit die sozialen Interaktionen einer Face-to-face-Gruppe, und zwar nicht nur die funktionalen Beziehungen, sondern vor allem die hier geltenden Deutungskonstrukte und Erklärungsmuster.¹ Soziale Interaktion beruht stets auf gegenseitigem Verstehen, auf Abgleichung der Standpunkte, auf eingeübten Verhaltensmustern und erlernten Ritualen. Typisierungen vereinfachen diesen handlungsleitenden Kommunikationsprozess durch dauerhafte Zuschreibung von Eigenschaften, Erwartungen gegenüber einzelnen Mitakteuren oder Handlungsgruppen. Zeichen und Symbole komprimieren solche Typisierungen zu knappen Informationsträgern, die im Sozialisationsprozess habitualisiert² und im sozialen Kontext entschlüsselt werden.³ Auf diese Weise lassen sich die alltäglichen Begegnungs- und Entscheidungssituationen spontan deuten und bewältigen. Von einer lebensweltlichen Sinnprovinz wird man dann sprechen, wenn einer bestimmten, im Forschungsprozess abgrenzbaren sozialen Begegnungsgruppe eine strukturierte Sinnordnung und ein ihren Partizipanten geläufiges („konnotierbares“) Zeichensystem entspricht. Definitionsgruppe, Sinnkonvention sowie Zeichensetzung und Handlung bilden gleichsam ein Dreieck, das sich nur als Gesamtfigur erschließt.⁴ Sinn wird im Handeln diskursiv produziert und bestätigt, wobei selbstverständlich auch die von einem größeren gesellschaftlichen Umfeld zugelieferten Sinndeutungen verarbeitet werden. Die Kohärenz einer Sinnprovinz bewährt sich in ihrer Fähigkeit, neue Deutungsvorgaben zu verarbeiten sowie neue Aufgabenstellungen sinnhaft auszulegen. Solche Integrationsleistungen sind nicht notwendig an Konsens gebunden, da gewiss auch materielle Bedürftigkeit, Rollenzwang oder hierarchisch gegliederte Verfügungsgewalt über gesellschaftlichen Arbeitsertrag (um nur diese Punkte zu nennen) im Ensemble gelebter Sinnordnungen eingeschlossen sind. Lebenswelt ist kein ‚harmloser‘ Ort, sondern allenfalls ein relativ konstanter sozialer Zusammenhang mit der Fähigkeit, gemeinsam Verbindliches auszuhandeln. Wer sich als Einzelner oder als Kleingruppe in dieser Sinnggebung nicht ge-

borgen weiß oder glaubt oder gar aus ihr ausgeschlossen wird, wird zum Außenseiter und erleidet die negative Seite sozialer Vergesellschaftung.⁵

Aus lebensweltlicher Sicht birgt Politik daher zugleich Gefahren und Chancen. Politik gefährdet einerseits den sozialen Zusammenhalt der Lebenswelt, indem sie ohnehin bestehende innere Trennlinien vertieft, die lokalen Beziehungsfelder durch situationsfremde Denkkategorien verändert, die Geltungshierarchien umgruppiert, die soziale Kooperationsbereitschaft abschwächt oder generell die lebensweltliche Regelkompetenz untergräbt. Vor allem die Anbindung von organisierten Überzeugungsgruppen wie Interessengruppierungen und Parteien bewirkt tendenziell eine Segmentierung der kleinräumigen Sozialwelt. Politik erleichtert andererseits die Orientierung in einer Welt des sozialen Wandels, der kommunikativen Vernetzung und der staatlichen Integration. Politische Deutungsangebote decken viele in der Lebenswelt (noch) nicht ausgehandelte neue Erfahrungen ab oder geben ihnen eine neue, bisher unbekannt Qualität. Sie erleichtern durch Information und Serviceleistungen die Organisation von wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Anliegen, etwa durch Feuerwehren, Sparkassen und Turnvereine. Insbesondere ermöglicht Politik die Beteiligung an der staatlichen politischen Willensbildung innerhalb eines politischen Mehrebenensystems durch „lokale Politik“.⁶ Der Staat selbst räumt der Gemeinde einen gleichsam staatsfreien, aber dennoch politischen autonomen Raum ein; bürgerliche Assoziationen erlangen einen gesetzlich umgrenzten Aktionsraum. Das Repräsentativsystem ermöglicht schließlich den politischen Interessen die Beteiligung an der politischen Willensbildung auf Landes- und Staatsebene.

Forschungsstand ...

Die lebensweltliche Dimension des Politischen ist geschichtswissenschaftlich entschieden zu wenig erforscht. Die politische Milieuforschung nähert sich zwar der Lebenswelt. Doch aus der Perspektive der politischen Lagerbildung ist das Lokale lediglich ein Formmaterial, das von den Zentralen her mehr oder weniger stark vernetzt wird. Man könnte auch von organisierter und politisch vereinnahmter Lebenswelt sprechen, wobei die politische Milieuforschung dazu neigt, die politisch nicht durchdrungene Seite der Lebenswelt einfach zu übersehen – beispielsweise die Persistenz von Alltagsfrömmigkeit in sozialdemokratischer Lebenswelt oder die politikresistenten örtlichen Faktoren des Gemeindelebens. Generell befasst sich die historische Politikforschung eher mit der Durchsetzungsfähigkeit obrigkeitlicher Paradigmen in der Lebenswelt als mit den Folgen von Durchstaatlichung, Politisierung und Nationalisierung für die Lebenswelt.⁷ Sie analysiert immerhin die „Präsenzform des Staates und der Nation“ im dörflichen Leben und die Rezipienten solcher Vorgaben, doch zuletzt ist Lebenswelt in dieser Annäherung stets Baustein einer größeren Struktur und nicht selbst ein Strukturzusammenhang.⁸ Die kulturelle Nationalismusforschung ist fast zur Gänze zentristisch orientiert, ob sie sich mit Denkmalkultur oder mit sonstigen Erinnerungszeichen befasst. Der politikwissenschaftliche Forschungszweig „lokale Politik“ verändert zwar die Blickrichtung und fragt nach der Beteiligung kleiner Einheiten an der politischen Willensbildung. Die lebensweltliche Dimension des Politischen bleibt auch hier vom Ansatz her als sozialgeschichtliche Facette fremd.

Näher kommt der lebensweltlichen Dimension von Politik und Herrschaft die Frühneuzzeitforschung mit der Konfrontation von obrigkeitlich-staatlicher Ordnung und populären

Sinnordnungen. Britische *community studies* haben dieses Paradigma entwickelt.⁹ Die deutsche Forschung kleidet das Paradigma in die Dichotomie von Sozialdisziplinierung und „Eigensinn“, verstanden als die Fähigkeit herrschaftsunterworfenen Gruppen zu autonomer Definition und partieller Durchsetzung gesellschaftlicher Ordnungskonzepte.¹⁰ Kulturgeschichtliche Feldforschung behandelt schließlich das Ineinandergreifen obrigkeitlicher und lokaler Ordnungskonzeptionen, wie beispielsweise einzelne historische Akteure und soziale Gruppen neue, von Staat, Kirche und Wissenschaft herrührende Denkansätze selbst zu einem stimmigen Ensemble verarbeiten. Schließlich wäre ganz allgemein auf die Ethnologie zu verweisen, die gleichfalls die sozialen Regeln und Konventionen überschaubarer sozialer Kommunikationsgruppen studiert, wobei sie allerdings von der Methode der Feldforschung her auf singuläre Gruppen in ihren funktionalen Zusammenhängen fokussiert und dazu neigt, die Umwelt und erst recht die geschichtliche Entwicklung zu negieren – oder als prägende „Identität“ zu versteinern.¹¹ Dennoch lässt sich der Einfluss solcher Feldforschung auf die Methode der *oral history* sowie insgesamt die Mikrostudien nicht leugnen.

Tatsächlich lebensweltlich orientierte Politikgeschichte aber hat die Erforschung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus geleistet, indem das politische systemfeindliche Denken und Handeln tatsächlich in seinem sozialen Kommunikations- und Erfahrungshorizont verortet wurde. Widerstandsforschung war zwar anfangs stark im politischen Milieu-Ansatz eingebunden, weil Systemresistenz und Systemkritik doch in erster Linie in politisch verdichteten Sozialnetzen zu suchen war. Auch der Begriff „Resistenz“ zur Charakterisierung systemkritischer Haltung politischer Milieus und Gruppen entsprach diesem Ansatz.¹² Doch die lebensgeschichtlichen Befragungen (*oral history*) haben im weiteren Forschungsprozess auch zusätzliche politikrelevante biographische, generationenabhängige und bildungsmäßige Sozialbindungen freigelegt, die nicht unbedingt auf politischer Milieubindung beruhten oder nur einen engeren Ausschnitt, beispielsweise die Arbeitsstätte, betrafen. Je näher die lebensgeschichtlichen Interviews an die Menschen und den tatsächlichen Lebensvollzug herankamen, desto deutlicher ließen sich solche speziellen, für das politische Verhalten eminent relevanten Vergesellschaftungsformen erkennen.¹³ Nicht zuletzt hat die gleichwertige Anerkennung kultureller Prägekraft zusätzlich zu Bindungen von Klasse und Schicht die lebensweltliche Seite der Politik herausgehoben.

... und Ziele des vorliegenden Buches

Der vorliegende Sammelband beruht auf einer im November 2003 am Institut für Geschichte der Universität Salzburg abgehaltenen Konferenz zum Thema *Politik im lebensweltlichen Feld*. Alle Beiträge fokussieren auf umgrenzte soziale Beziehungsnetze, die Politik diskursiv verarbeiten. Solche soziale Mikrowelten bilden Dörfer und Kleinstädte alleine wegen ihrer topographischen Absonderung und mehr oder weniger dichten funktionalen Vernetzung, sei es in Kombination oder Separation von Wohnen und Arbeit. Politik penetriert diese Lebensorte als einer von mehreren Faktoren, und zwar unter den unterschiedlichen Verhältnissen von Demokratien oder Diktaturen, oder sie schafft seit 1945 diese Orte durch Neusiedlung oder soziale Verdichtung von Emigrantengruppen. So lassen sich in lebensweltlicher Annäherung das Flüchtlingsdorf Zinna in Brandenburg und palästinensische Emigrantengruppen in London parallelisieren. Doch Lebenswelt ist nicht zwingend an

dauerhafte topographische Stabilisierung gebunden. Lebensweltliche Orte, vielleicht besser Erfahrungssituationen, sind bei allem sprachlichen Euphemismus auch Krieg und Bürgerkrieg, wobei hier freilich der Zwangscharakter von Politik ungleich stärker zum Ausdruck kommt als sonst in dörflicher oder urbaner Umwelt.

Politik präsentiert sich dabei in unterschiedlichen Formen, als staatliche oder parteipolitische Anforderung, als kulturpolitische Lagerbildung, als nationale Identifikation und als Zwangsbeteiligung am Kriegsgeschehen. Die lebensweltliche Tiefenwirkung von Politik bewegt sich in der Variantenbreite von bloß bereichsspezifischer Deutungskraft durch diskursive Praktiken, der Überlagerung der Lebenswelt durch Politik bis hin zur völligen Beherrschung der Lebenswelt. Diesen Typen von Wirkmächtigkeit können grosso modo die im Sammelband präsentierten Beiträge zugeordnet werden.

Die erste Gruppe (Eminger, Perzi, Franc und Schwippel) belegt die Kohabitation von Lebenswelt und Politik. Die zweite Gruppe von Beiträgen (Hofinger, Haas, van Hoorn und Embacher) widmet sich ‚neuen‘ Orten, in denen die Politik die Lebenswelt regelrecht schafft und ausformt. In einer dritten Gruppe von Beispielen (Šouša, Fasora, Langthaler, Bindorffer und Hellmuth/Tolar-Hellmuth) handelt es sich um das Zurechtfinden in vielen Lebenswelten, in miteinander konkurrierenden Wertsystemen. Hier geht es um Fragen der Identität, der kulturellen (Neu-)Definition in einer modernen Welt. Eine vierte und letzte Gruppe von Beiträgen (Entner, Gartner, Gödl, Überegger und Triendl-Zadoff) zeigt Beispiele ‚bleibender Feindschaften‘, die durch tradierte oder verordnete Geltungskraft politischer Kriterien ohne Rücksicht auf den lebensweltlichen Koordinationsbedarf geprägt sind. Hier scheint die Möglichkeit der Kohabitation von ‚großer‘ Politik und Lebenswelt nicht (mehr) gegeben.

‚Alte Orte‘: Kohabitation von Lebenswelt und Politik

Stefan Eminger untersucht in seinem Beitrag die ländlich-agrarische Weinviertler Pfarre Obersdorf und zeigt, wie der politische Katholizismus in der dörflichen Jugendkultur Deutungskraft erreichen konnte.¹⁴ Zwei Jugendgruppen, die „Marienkinder“ für die Mädchen und „Reichsbündler“ für die Burschen, repräsentieren hier das neue kulturpolitische Organisationsprinzip im Dorf. Es handelt sich um typische politisch von außen und oben gesteuerte Vereinsbildungen, mit dem Pfarrer als Präses sowie genormten Statuten und Regeln. Die Vereine boten den jungen Leuten sinnvolle Freizeitbeschäftigung, etwa durch Nähkurse für die Mädchen, und weltanschauliche Orientierung in einer zunehmend komplexen Umwelt. So wurden im Zuge der Vereinsbildung lebenspraktische mit weltanschaulichen Aspekten kombiniert. Doch da und dort spießte es sich mit der Implantation der kulturpolitischen Moralvorstellungen in der dörflichen Lebensrealität. Die vom Verein verlangte rigorose Separation von Mädchen und Burschen widersprach generell den Usancen eines örtlichen Heiratsmarktes. Auch die erwünschte soziale Neutralität blieb nicht überall gewahrt, da die „Marienkinder“ eher begüterte Bauertöchter waren und nicht aus kleinen Familien kamen. Die Burschen verblieben ohnehin trotz Zugehörigkeit zum „Reichsbund“ bei gewissen tradierten generationstypischen Verhaltens- und Organisationsformen: Sie kultivierten weiterhin ihre abendlichen Zusammenkünfte und Trinksitten, sie organisierten den Kirtag, sie überwachten das feine Gespinnst der vorehelichen Beziehungen. So bestanden gewissermaßen zwei Organisationsformen nebeneinander: eine außengesteuerte, um den

Pfarrer herum, zur Integration in den überregionalen politischen Katholizismus; und eine im Wesentlichen binnengesteuerte der tradierten Burschenschaften zur dörflichen Integration. Eminger dokumentiert den Bedeutungszuwachs der neuen kulturpolitisch orientierten Organisationsformen vor allem an der Symbolsprache der katholisch-deutschen Burschenschaft, die zunehmend lokale Bezüge durch lagerspezifische Ausdrucksformen ersetzte. Das blieb nicht folgenlos. In Zeiten innenpolitischer Konfrontation erreichte tatsächlich die Integration ins politische Lager Vorrang vor dorfintegrativen Funktionen von Vergesellschaftung. Auch die schulpflichtige Jugend wurde jetzt vom politischen Katholizismus erfasst. Eine direkte Rückkoppelung von überregionalen Konflikten auf das Dorf ist angesichts der dörflichen Homogenität nicht festzustellen. Der Katholizismus hat dieses Ambiente nicht politisch ausdifferenziert. In nationalsozialistischer Zeit aufgelöst, verzeichneten die Burschenschaften in der Restaurationsphase nach 1945 ein kurzes Nachleben, ehe sie einem säkularisierten Freizeitangebot der 1950er Jahre erlagen.

Formen der Kohabitation von Politik und Lebenswelt förderte auch ein schon in den 1990er Jahren durchgeführtes österreichisch-tschechisches Forschungsprojekt zur Tiefenwirkung nationaler Vorgaben in zweisprachigen südmährischen Dörfern zu Tage. Am Salzburger Forschungsgespräch hat *Peter Mähner* die im Folgenden zusammengefassten Ergebnisse des Projekts vorgestellt.¹⁵ Dort in Südmähren offerierte sich der dörflichen Lebenswelt das deutungsmächtige Orientierungs- und Organisationsmodell der Nation. Dabei ging es nicht bloß um die kulturmoralische Prägung und die Anbindung an ein politisches Milieu wie im Falle des politischen Katholizismus, sondern um allseitige Identitätsbildung und die Integration in die imaginierte, nicht mehr direkt erfahrbare Großgruppe Nation. Im Idealfall wird die Überformung ganzer Dörfer durch nationale Identitätskonstruktionen und ihre Inklusion in die jeweilige Nation erreicht. Im zweisprachigen Gebiet mit seinen differentiellen ethnischen Strukturen hingegen bedeutet Nationalisierung in Wahrheit die scharfe Segmentierung einer bisher sozial und funktional integrierten sozialen Landschaft hinunter bis auf Dorfebene. Dennoch haben die untersuchten dörflichen und kleinstädtischen Lebenswelten eine sozial verträgliche Balance gefunden, indem sie die nationale Vorgabe nur zur Regelung bestimmter sozialer Bereiche in eingehegten Organisationskreisen und zu Sonderzeiten akzeptierten, soweit es die funktionale und sinnorientierte Vernetzung zuließ. Die nationale Deutung war notwendig für die Verortung in den großen zeitgenössischen politischen Problemlagen von Land und Staat. Sie war nützlich als Begleitphänomen von gesellschaftlichen Einrichtungen wie Feuerwehren und Sparkassen; sie war unausweichlich im Zusammenhang mit der Schulbildung; sie war periodisch präsent mit den Wahlen zu den politischen Vertretungskörpern und bei den Volkszählungen. Den staatlichen Repräsentanten, dem Lehrer und diversen nationalen Vereinen als Agenten gelang es schließlich sogar, die Nation zu bestimmten Anlässen auf Sonderplätzen in Dorf und Kleinstadt gleichsam zu zelebrieren. In solchen Fällen mutierten die südmährischen tschechischen Dorfbewohner in Festansprachen zu „Tschechoslowaken“. Zur Ordnung des Alltags war die strikt nationale Orientierung jedoch unbrauchbar. Hier herrschten die Notwendigkeiten von Nachbarschaft und Dorfbindung, von Kooperation und Zusammenarbeit sowie auf der Ebene der kulturellen Identitätsbindung die tradierte Form der Ethnizität als Wissen um die eigene familiär-häusliche Herkunft, als sprachliche Präferenz innerhalb des Kontexts von Dorf und Kleinregion, als kulturelle Varianz einer sozialen Begegnungswelt, nicht einer imaginierten großräumigen Bindung. Dieses Nebeneinander von lebensweltlicher Ethnizität und politischer Nationalität ließ

sich besonders deutlich am Beispiel des beinahe ausschließlich agrarischen zweisprachigen Dorfes Baumöl/Podmolí nachweisen.¹⁶ Dort wurden populäre Kulturformen und öffentliche Religionspflege sogar in inhaltlich gleichen ethnischen Varianten geboten.¹⁷ Kulturpolitische Vorgaben wie nationale Festkultur wurden dabei durch dörfliche Praxis wieder in die tradierte ethnische tschechisch-deutsche Symmetrie zurückverwandelt und auf diese Weise der Auftrag zur nationalen Segmentierung unterlaufen. Umgekehrt wurde die ethnische Identifikation nicht unwesentlich durch nationalpolitische Anlässe wie Volkszählungen und politische Wahlen, aber auch durch das kirchliche Leben erleichtert. Nationalität und Ethnizität stützten also einander, obwohl sie als Orientierung unterschiedlichen Kontexten angehörten. Alle diese Interferenzen zwischen einzelnen offerierten Kulturtexten und Identitätsangeboten ergänzen das von Stefan Eminger am Beispiel Obersdorf vorgestellte Nebeneinander von kulturpolitischer und lebensweltlicher Orientierung.

Nation und Lebenswelt fanden auch unter den ungleich komplexeren Voraussetzungen ethnischer und sozialer Durchmischung zu Formen des Ausgleichs. Das war so in Unterradischen/Dolní Radíkov, dem sich *Niklas Perzi* widmet. Wieder handelt es sich wie in Baumöl um ethnisches Überlagerungsgebiet, das durch langsame Zuwanderung – diesmal allerdings nicht wie in Baumöl im agrarischen, sondern im halbindustriellen waldwirtschaftlich orientierten Bereich – entstand. Die deutsche Bevölkerung wanderte sukzessive in die Industrie ab, tschechische Kleinbauern siedelten sich an. Der von nationalen tschechischen Vereinen getragene Schulstreit von 1906/07 führte sodann zur Gründung einer tschechischen zusätzlich zur bestehenden deutschen Volksschule und damit zur Stabilisierung der ethnischen Identität. Auch das religiöse Bekenntnis mehrerer zugewanderter Dorfbewohner zur „Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder“ trug einen Teil zur tschechischen Identitätsbildung bei und führte innerhalb des Dorfes zu einer gewissen konfessionell-religiösen Gruppenbildung. Dennoch lässt sich auch hier mühelos die alltäglich gelebte und familiär tradierte Ethnizität von der nationalen Begegnungsebene unterscheiden. Überall im Kulturleben begegnet man wie in Baumöl den ethnischen Symmetrien, sei es beim Kirchengang oder am Kirtag. Bei Tanzunterhaltungen bildeten deutsche und tschechische Tänzer einen Kreis; abwechselnd sangen sie ihre Lieder. Auseinandersetzungen wie jene um die zweisprachige Beschriftung der Kirchenglocke sollten konsensual gelöst werden. Den nationalen Wettstreit verlagerten in den 1920er Jahren die Lehrer auf eine nationale Bildungsebene. Beide repräsentierten den Typus des bildungsbeflissenen Nationalen, der Nationalbewusstsein mit Modernisierungswillen kombinierte. Der tschechische Lehrer war allerdings mit seinem Bildungseifer erfolgreicher als der deutsche, denn Bildung war für die arme tschechische Landbevölkerung mittlerweile zum Vehikel für sozialen Aufstieg geworden, während die sozial geringfügig besser gestellten deutschen Dorfbewohner Schule und Buch eher als Zudringlichkeit denn als Chance wahrnahmen. Immer wieder beklagte der deutsche Lehrer die Bildungsresistenz und die damit gekoppelte nationale Gleichgültigkeit der Deutschen. Weil aber sonst nichts half, griff er zum drastischen Mittel der Strafverfolgung, um die Schulpflicht und einige Innovationen in der Feuerwehr und anderen öffentlichen Bereichen durchzusetzen. Der deutsche Lehrer modernisierte das Dorf im nationalen Bildungsauftrag und gegen dessen Willen, könnte man überspitzt formulieren. Immerhin erreichte er damit die deutsche Jugend, die hier gerne mitmachte. Populäre Kulturformen ethnischer Symmetrie oder ethnischer Konfliktszenarien waren den beiden Lehrern freilich fremd. Die dörfliche Integration war ihnen kein Anliegen mehr, ihnen ging es um nationale

Sinnstiftung und Integration. Ihr Ziel war die Aufgliederung der Dörfer in nationale Gruppen durch belebende kulturelle und soziale Konkurrenz vor Ort. Als Mittel dafür dienten etwa die separierende Funktion der deutschen und tschechischen Schule und die nationale Konnotation von Modernisierungsprozessen, die jeweils dem eigenen nationalen Lager zugesprochen wurden.

Die lebensweltliche Facette ethnischer und nationaler Prägung behandelt auch der Beitrag von *Jiří Franc* über die südböhmische Stadt Vyšší Brod/Hohenfurth knapp an der österreichischen Grenze.¹⁸ Hohenfurth war bis 1918 so gut wie ausschließlich von Deutschen bewohnt. Zu den wenigen tschechischen Handwerkern und Flößern kamen in der Zwischenkriegszeit tschechische Staatsfunktionäre, der Richter, Grenzbeamte, Finanzier und Militär sowie einige Unternehmer. Dieses sozial recht differente Substrat verfestigte sich dann mit staatlicher Hilfe und durch Vermittlung von nationalen Kulturinstitutionen zu einer lockeren ethnischen Gruppe innerhalb der deutschen Stadt. Den größten Anteil an der Stabilisierung der sprachlich-kulturellen Identität hatten die tschechische(n) Minderheitenschule(n). Symbolischen Ausdruck fand die tschechische Integration in diversen Feiern und Vereinen. Ethnische Gruppenbildung bedeutete aber nicht soziale Separation. Stets fanden sich Mittel und Wege, die gelebte und bewusste ethnische Gruppenbindung in Einklang mit der alltäglichen interethnischen Lebenswelt zu bringen. Franc benennt Szenerien, an denen der Alltag mit eingelernter Dramaturgie die ethnische Dualität auslebte. Selbstverständlich erhielt der versierte tschechische Handwerker Aufträge von Deutschen; selbstverständlich fand die tschechische Wirtin für ihre gute Küche deutsche Kunden; selbstverständlich trafen sich die örtlichen bürgerlichen deutschen Honoratioren mit tschechischen höheren Beamten am Stammtisch im Gasthaus. Eine wichtige Vermittlungsleistung erbrachten darüber hinaus das Stift Hohenfurth und sein Abt. Doch nicht nur im Alltag koexistierten die zwei ethnischen Substrate, auch bei öffentlichen und staatlichen Anlässen zelebrierte das Grenzstädtchen Hohenfurth durch Zeichensetzungen und Inszenierungen seine zwei ethnischen Gesichter.

Erst im Krisenjahr 1938 wurde diese eingelernte symbolische Ordnung obsolet. Hohenfurth war im Oktober 1938 für wenige Tage politisches Niemandsland, formell noch tschechoslowakisch, aber innerlich anschlussorientiert. Vor der Grenze standen bereits die deutschen Truppen. Diesem eigentümlichen Interimszustand trug die symbolische Zeichensetzung Rechnung. Da fanden sich – wie auch das Titelbild dieses Buches zeigt – in trauriger Vereinigung tschechoslowakische und nationalsozialistische Fahnen und ganz versteckt sogar eine Fahne der Henlein-Bewegung. Das alles waren Zeichen von Unsicherheit und Anspannung. Die Politik überforderte offenkundig die örtliche Gestaltungskraft; da schien es am besten, allen Faktoren die gebührende Reverenz zu zollen. Wenige Wochen später zog Hitler triumphal in die Stadt ein, Stadt und deutsche Nation zelebrierten symbolisch die Verschmelzung. Die tschechischen Staatsfunktionäre und die einzige, in der Stadt bestens integrierte jüdische Familie hatten Hohenfurth bereits fluchtartig verlassen.

So war es überall in den Grenzdörfern: Nur die ansässigen tschechischen Bauern blieben meist auf ihren Höfen und unter scharfer Kontrolle, sonst verließen unter dem Zwang der Verhältnisse die tschechischen und jüdischen Bewohner Haus, Hof und Wohnung.¹⁹ Mit einem Schlag endete überall die öffentliche gelebte lebensweltliche deutsch-tschechische Symbiose. Die politisch gleichgeschalteten Dörfer identifizierten sich über die suggerierte nationale Identität. Den „Czermak brauchen wir nicht mehr im Dorf“, befanden die Gnadlersdorfer Mächtigen und vertrieben ihn samt Familie – sein Sohn ist im Zweiten Weltkrieg

für Hitler gefallen. Der Gnadersdorfer Pfarrer, der sie Jahrzehnte lang getauft, getraut und versegnet hatte, musste als Tscheche gehen. Staatsnation und Dorfgemeinschaft wurden hier kongruent. Die Vertreibung aus dem Dorf war eine Vertreibung aus dem Staat, die Ausbürgerung aus dem tschechischen Staat ging mit der Aussiedlung aus dem Dorf einher. Szenen wie diese zeigen eines ganz deutlich: Die Fähigkeit zur Kohabitation bedeutet keineswegs, dass dörfliche und kleinstädtische Lebenswelten harmonische Orte waren. Auch hier gab es Täter und Opfer, Eigeninteressen und Ausgrenzung, und hier zeigt sich auch, wie die dörfliche Lebenswelt als Ganzes von der nationalen Politik vereinnahmt werden konnte.

Ethnizität und Nationalität sind in dem von *Jindřich Schwippel* vorgestellten, bis 1918 niederösterreichischen, von 1918 bis 1938 tschechoslowakischen, in der NS-Zeit deutsch okkupierten und nach 1945 wieder tschechoslowakischen Rottenschachen/Rapšach keine dauerhafte Symbiose eingegangen. Unabhängig von tatsächlich tradierter, weitaus überwiegend tschechischer Haus- und Dorfsprache wechselt das Bekenntnis je nach politischer Dominanz bis hin zu beinahe völliger nomineller Eindeutschung. Politik überfordert hier das Dorf, das die Kohabitation nicht beherrscht. In Rottenschachen bilden sich keine sicheren örtlichen Strukturen zur Festlegung von „deutsch“ und „tschechisch“ in den jeweiligen bestimmten Geltungsbereichen. So kommt es, dass diese Definitionsaufgaben, wohin und wem das Dorf gehört, gleichsam von zwei Emigrantengruppen übernommen wird, von einer Gruppe in Wien und einer in Prag, die in Entscheidungssituationen für das Dorf sprechen und handeln. Sie melden sich immer an diesen „Knotenpunkten“. 1918 organisieren sie freilich vergebliche Demonstrationen zum Verbleib bei Österreich. Das im tschechoslowakischen Anspruchsgebiet Vitorazsko gelegene Rottenschachen kommt auf Grund des Vertrages von St. Germain zur Tschechoslowakei. 1938 bewirkt eine Intervention der Wiener Emigrantengruppe die nachträgliche Rückgliederung des – entsprechend der letzten Volkszählung ja eigentlich tschechischen – Dorfes ins Deutsche Reich. 1945 erreicht die Prager Interessentengruppe die Widerrufung der von einer örtlichen Gewalt verfügten Vertreibung der Rottenschacher. Doch sind die Dorfbewohner wirklich nur harmlose Opfer politischer Verhältnisse? Sind sie wirklich nur Getriebene oder haben sie nicht auch doch in diesem Auf und Ab tatkräftig mitgemischt, ihren Beitrag zur Politik vor Ort geleistet? Ist Politik wirklich ein harmloser Ort, oder nicht doch auch Austragungsort von Konflikten, eine Stätte selbstdefinierter Gewalt?

„Neue Orte“: Politik schafft Lebenswelt

Politik kann dörfliche oder kleinstädtische Lebenswelten nicht nur penetrieren, sie kann sie durch erzwungene Transmigration oder Ansiedlung förmlich schaffen. Plötzlich finden sich Flüchtlinge und Migranten in fremder Umgebung und ein Prozess der Gruppenbildung kann einsetzen. Verbindend wirken nicht nur gemeinsame Aufgaben, die selbst Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und kultureller Traditionen zusammenbringen, sondern auch der Wunsch nach Tradierung gewisser Prägungen und Erinnerungen. Besonders deutlich wird das bei geschlossener Transferierung aus einer gemeinsamen Lebenswelt.

Als erstes Beispiel behandelt *Veronika Hofinger* am tschechoslowakischen Mährisch Pilgersdorf/Pelhřimovy den misslungenen Versuch der Schaffung einer Lebenswelt. Das deutschsprachige Mährisch Pilgersdorf war eine bescheidene agrarische Ansiedlung an der

Grenze zwischen dem Habsburgerstaat und Preußen, später der Tschechoslowakei und dem Deutschen Reich. Die alltäglichen Kontakte zum benachbarten schlesisch-preußischen Pilgersdorf wurden durch die Grenze aber in Wahrheit nicht beeinträchtigt. Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kontakte überwandener mühelos die staatliche Trennlinie. Diese lebensweltliche Ordnungskapazität war nur oberflächlich durch unterschiedliche patriotische Kontexte, habsburgisch oder preußisch-deutsch, sowie durch differente nationale Deutungsfiguren, in Mährisch Pilgersdorf etwa deutschböhmisch oder sudetendeutsch, überlagert. Beide Dörfer wurden 1945 durch Vertreibung der Deutschen entsiedelt, doch während das schlesische Pilgersdorf sehr rasch durch polnische Zwangsemigranten kompakt besiedelt wurde und in seiner Grundstruktur bis heute besteht, spießte es sich mit der tschechischen Besiedelung von Mährisch Pilgersdorf. Die Siedler kamen und gingen, ein Haus nach dem anderen verfiel, keine lenkende Hand ordnete die Bildung einer neuen Struktur. Die Besitzverhältnisse waren unsicher. Dann entschloss sich die regionale politische Führung, das ausgezeichnete Agrarland aus der Nachbarschaft zu bewirtschaften. Die endgültige Auflösung des Dorfes erfolgte zuletzt aus Sicherheitsgründen und zum Schutz der Staatsgrenze.

Das von *Hanns Haas* im nächsten Beitrag vorgestellte südmährische Grenzdorf Gnadlersdorf/Hnanice hingegen repräsentiert das Beispiel einer nach 1945 zwar gelungenen Neusiedlung, aber politisch beherrschten Lebenswelt. Die Vertreibung der wenigen tschechischen Bewohner aus dem überwiegend deutschsprachigen Dorf im Jahre 1938 ist schon zur Sprache gekommen. In den Jahren 1945 bis 1946 ist die deutsche Bevölkerung aus dem Dorf geflüchtet, verdrängt oder abgeschoben worden. Innerhalb der alten Dorfstruktur etablierte sich ein tschechisches Bauerndorf nach üblichen mährischen Mustern, mit den typischen Besitzstrukturen von Bauern und Unterschicht, mit den dörflichen Vergesellschaftungsformen und Geltungshierarchien. Lediglich die Dorfflur wurde unter den Vollerwerbsbauern neu aufgeteilt und die Grenzsteine versetzt. Was die politische Struktur anbelangt, so waren allerdings schon in den ersten drei Nachkriegsjahren Elemente einer „gelenkten Demokratie“ mit stark bürokratischen Zügen erkennbar. Einen besonders krassen Eingriff bildete die mehrfache Überprüfung der Neusiedler („Nationalverwalter“) auf ihre politische Zuverlässigkeit. Zum Symbol der staatlich-politischen Durchdringung wurde der 1947 in der Dorfmitte aufgepflanzte Lautsprecher, der lautstark und allgegenwärtig die staatlichen Anordnungen verkündete. Die lokalen Auswirkungen des *Coup de Prague* vom Februar 1948 berichten von einem dramatisch zerklüfteten Dorf, in dem sich eine kommunistische Dorfelite zuletzt durch Aussiedlung ihrer Kontrahenten etabliert. Doch im mikroskopischen strukturalistischen Zugriff erweisen sich diese politischen Machtkämpfe als Ausläufer tradierter örtlicher Geltungskämpfe und Feindschaften, als lebensweltlicher Missbrauch politischer Gestaltungskompetenz. Gewalt war gewissermaßen legitimiert, doch ‚wer gegen wen‘, das wurde in der Lebenswelt ausgehandelt. Nicht einmal die steuernde Hand übergeordneter kommunistischer Ebenen ist zu erkennen, es ging nicht um den geplanten Durchgriff der Partei auf die lokale Ebene, sondern um die lokale Formierung der kommunistischen Einfluss- und Geltungseliten. Die Folgen für die Auflösung der Dorfgesellschaft gegen politische Eingriffe waren dennoch gravierend. Unter diesen Voraussetzungen ließ sich, wenn auch gegen anfängliche Opposition, die Kollektivierung des Dorfes durchsetzen.²⁰ An dieser Stelle verlässt der Beitrag das Grenzdorf mit der Frage, welche lebensweltlichen Ordnungen die künftig starke dörfliche Binnenorientierung und die Konzentration auf wenige wirtschaftliche Einrichtungen erzeugten.

Wie die Politik in Lebenswelt eindringt, das war Gegenstand der bisher behandelten Fallbeispiele. Dass Politik Lebenswelt schafft, damit beschäftigte sich *Heike van Hoorn* auf der genannten Salzburger Tagung am Beispiel des Antifa-Dorfes Zinna-Neuheim in Brandenburg.²¹ Das 1938 von den Nationalsozialisten für Kriegszwecke entvölkerte Dorf Zinna wurde 1946 bis 1950 von vertriebenen deutschen Antifaschisten aus der ČSR neu besiedelt. Als Antifaschisten konnten sie ihren Hausrat und ihre persönlichen Arbeitsmittel in die neue Heimat mitbringen und dann sofort auf Genossenschaftsbasis, später 1950 als Volkseigener Betrieb Gablona eine florierende exportorientierte Produktion der so genannten Gablonzer Galanterieware aufziehen. So entstand ein neues Zinna, ab 1950 unter dem Namen Neuheim, „aus Ruinen“ und Baracken. Anfangs blieben die Zinna-Neuheimer so ziemlich unter sich, indem sie um den Traditionskern der nordböhmischen Antifa-Umsiedler herum eine neue Lebenswelt aus deutschen Vertriebenen aller denkbaren Herkunft und Richtungen gruppierten. Im Mittelpunkt der Vergesellschaftung stand die beinahe ausschließlich aus sudetendeutschen Vertriebenen gebildete Genossenschaft. Ähnliche lokale Integrationsvorgänge kennt man auch sonst aus der Beheimatung der Vertriebenen, etwa aus österreichischen Beispielen, wo dem Schock der Zwangswanderung eine spontane lebensweltliche Verortung in Dörfern und Stadtvierteln folgte.²² Den Kern der Verortung bildeten zumeist die aus der Heimat mitgebrachten dörflichen oder regionalen Sozialnetze. So war es beispielsweise bei den Siebenbürgern und den Banatern, in einzelnen Fällen auch bei deutschböhmischen Flüchtlingen. Dieses Modell wiederholten die Zinna-Neuheimer auf der Basis einer in die agrarische Brandenburger Umgebung transferierten nordböhmischen Arbeiterkultur. Im nächsten Schritt näherten sich solche Gruppen sodann durch Arbeitsbeziehungen, private soziale Alltagskontakte und schließlich durch Heiraten ihrer sozialen Umgebung an. Dieser zweite Integrationsschritt erfolgte in Neuheim erst unter politischem Druck. Die SED hatte allerhand vor mit diesen antifaschistischen Umsiedlern. Sie waren als Katalysator der politischen Umpolung im konservativen Umfeld bestimmt, und dafür mussten sie sich endlich gegenüber der Gesellschaft öffnen und einheimische Arbeiter in der Gablonzer Industriewarenproduktion beschäftigen. Voraussetzung für dieses Aufbrechen der Binnenintegration war die Umwandlung der Genossenschaft in einen volkseigenen Betrieb zu Jahresbeginn 1950; erst damit war die Gefahr einer dauernden Separation der Flüchtlinge und die Entstehung sozialer Parallelgesellschaften von Flüchtlingen und Einheimischen gebannt. Tatsächlich wurde der Betrieb rasch zu einem Gravitationspunkt der regionalen Ökonomie und der Verschmelzung von Flüchtlingen und Autochthonen. Nicht minder komplex und vermutlich weniger erfolgreich als die soziale war die politische Integration der Neuheimer in ihrem brandenburgischen Umfeld. Zinna-Neuheim war und blieb ein „rotes Dorf“, dieser von den ersten Siedlern bestimmten Ausrichtung passten sich unter dem Zwang struktureller Verhältnisse und der dominanten SED auch alle weiteren Zuzügler an. Die Verschmelzung von Lebenswelt und Politik vollzog sich lautlos, durch Anpassung, verinnerlichte Zwänge, braves Mittun. Man musste nicht der SED angehören und politische Funktionen übernehmen. Es genügte schon, einfach seine Arbeit zu erledigen, still die Anordnungen zu befolgen und seinen Beitrag zum reibungslosen Funktionieren des organisierten Dorfes zu leisten. Die Frauen zusammen zu halten, das war Aufgabe der Frauenorganisation, eine Art von Transmissionsriemen der Partei hinein in die Lebenswelt. So gesehen verwandelte sich der dörfliche Gemeinschaftsgestus in systemkonforme politische Loyalität und wurde das Dorf von innen heraus zum „sozialistischen Musterdorf“. Ähnliche

Prozesse sind ja schon am Beispiel des tschechischen Neudorfes Hnanice zur Sprache gekommen. Die lokalen politischen Organisationsformen sind im Beitrag nicht näher ausgeführt. Allerdings liest man, dass mehrere der Umsiedler, alte Aktivisten, aber auch jüngere Aktivisten auf den höheren Ebenen von Staat und Partei Funktionen übernahmen und so ihren Beitrag zur Umpolung der Region leisteten. Die aus Böhmen mitgebrachten Formen linker Arbeiterkultur passten jedoch nicht in dieses konservative Umfeld. Rote Kopftücher, helle laute Freude und optimistisches Selbstbewusstsein zum 1. Mai 1946 bescherten einen Ruffel der SED, die Ausdrucksformen zu mäßigen, um nicht die konservative Umgebung zu erschrecken.

Helga Embacher widmet sich in ihrem Beitrag dem Phänomen der Gruppenorientierung im Milieu der Londoner palästinensischen Emigration. In diesem Falle ist das soziale Milieu erst durch die Immigration der aus Palästina Vertriebenen entstanden, und zwar – paradox genug – ausgerechnet in einem zugleich von jüdischer Bevölkerung bewohnten vorstädtischen Umfeld. In der Biographie der Palästinenserin Ghada Karmi spiegeln sich die daraus entstehenden Orientierungsprobleme. Lebenswelt bedeutet für die heranwachsenden Jugendlichen vor allem die Integration ins englische Umfeld, westlicher Lebensstil und Partizipation an patriotischen britischen Offerten. Diese Integrationsbemühungen teilten sie mit den jüdischen Kindern ihres Viertels, mit denen sie intensive Alltagskontakte unterhielten, während die Eltern eher isoliert und vergangenheitsbezogen lebten. Palästina gehörte nur noch einer allmählich verblassenden Erinnerung an, vielleicht ähnlich wie den ostdeutschen Vertriebenen die alte Heimat allmählich zu einem raumlosen Erinnerungsfeld wurde. Diese britische Erfahrungswelt penetrierte in mehreren dramatischen Schritten der Nahostkonflikt als sekundäre Erfahrung. Erborgte Feindschaft zwischen Arabern und Israelis wurde nun auch der Londoner Diaspora zum Gruppenferment. Als erstes entstand unter den palästinensischen Immigranten in Folge der Suez-Krise von 1956 das Gefühl einer Zugehörigkeit zur im wahrsten Wortsinne ‚imaginierten‘ panarabischen Nation. Der ägyptische Präsident Nasser wurde zur Beziehungsfigur dieser nationalen Orientierung. Die Spannkraft der panarabischen Idee verminderte sich allerdings erheblich durch die reale Entwicklung im arabischen Lager und die militärischen Auseinandersetzungen mit Israel. Nach dem Sechstagekrieg von 1967 orientierten sich die jugendlichen palästinensischen Immigranten nicht mehr hauptsächlich an der arabischen Einheit, sondern an der Idee eines selbständigen Palästina sowie an der Symbolfigur Jassir Arafat. ‚Palästina‘ wandelte sich von einer ephemären Erinnerung zum politischen Bekenntnis, das sogar durch Hilfeleistungen und ‚Entwicklungshilfe‘ bestärkt wurde. Doch nicht bloß die immigrierten Palästinenser, auch ihre jüdischen Londoner Nachbarn standen unter der Bannwirkung des Nahostkonfliktes, eben unter dem umgekehrten Vorzeichen eines israelischen Staatsnationalismus. Erstmals in seiner neueren Geschichte erreichte Israel räumliche und staatliche Dimension. Der Ausgang des Sechstagekrieges bestärkte das von Israel vermittelte jüdische Selbstbewusstsein. Gleichzeitig begann die Aufarbeitung des Holocaust in Folge des Eichmannprozesses von 1961. Die Welt begriff endlich die Dimension der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und die Ermordung von Millionen rassistisch Verfolgter. Die Erinnerungsarbeit untermauerte erneut das Existenzrecht Israels angesichts dieser existentiellen Bedrohung des Volkes. Auf diese Weise erlangten für beiden Immigrantengruppen, Palästinenser wie Juden, situationsferne, auch geschichtliche Konstellationen separierende Deutungskraft in der lokalen Umwelt. Zusätzliches Gewicht erhielten diese Separationsten-

denzen in einem vom britischen Rassismus gegen eingewanderte Inder, Pakistani, Schwarze und Araber geprägten Klima. Der Rassismus stellt einfache Erklärungszusammenhänge her. Plötzlich fanden sich die Palästinenser auf Seiten einer unerwünschten Einwandererschaft, während den jüdischen Bürgern die Integration in die politische Nation nicht verwehrt wurde. Für die örtlichen Verhältnisse hatten diese Entwicklung ziemlich drastische Wirkungen. Denn es waren durchwegs situationsferne, auch geschichtliche Ereignisse ohne jeden Bezug auf die palästinensisch-jüdische Geschichte, welche im Viertel zur Orientierungsfolie wurden. So fanden sich die anfangs so engagiert um Integration in die britische Gesellschaft bemühten Palästinenser und Juden zuletzt in separierten ethnischen Netzwerken und Deutungswelten gefangen, waren die gemeinsame Alltagswelt und Orientierungen zerfallen: ein klassisches Beispiel für die von einem Politisierungsschub ausgehende Desintegration der Lebenswelt.

Sich zurechtfinden in vielen Lebenswelten

In den bisher vorgestellten Beiträgen war die Rede von vergleichsweise kohärenten lebensweltlichen Orten und ihren Verbindungslinien zur großen Politik. Solche Kohärenz suchte man heute in einer zunehmend mobilen Welt vergebens. Die Gesellschaft ist ständiger Veränderung unterworfen: Alte Ordnungskriterien verlieren an Wert, neue mit kurzer Dauer ersetzen sie. Familienmodell, Beruf, Wohnort, Zeiteinteilung und Lebensplanung sind flexibel geworden. Nicht mehr das Arrangement in festen Verhältnissen, sondern das Zurechtkommen mit Wandel und Veränderung bildet die zentrale Herausforderung. Lebenswelt wird zum Gestaltungsprinzip: Jede und jeder muss selbst im alltäglichen und kontinuierlichen biographischen Verlauf seine sinnvolle Kombination finden, muss die Formelemente situativ zum Ensemble fügen, aus der sich durch innere Übereinstimmung personale Sicherheit und Identität ableiten lässt.²³ Ordnungsentwürfe erleichtern diese Selbstfindung. Daher bleiben politische Deutungen und nationale Bindung für den Lebensvollzug relevant, in einer offenen Gesellschaft allerdings bei tatsächlicher Wahlfreiheit und ohne singuläre Deutungskraft. Voraussetzung ist ohnehin die Entkoppelung von Modernisierung und Nationalisierung. Politik wird unter diesen theoretischen optimalen Verhältnissen nicht nur vom Staat, sondern auch durch zivilgesellschaftliche Einrichtungen getragen.

Nun bestanden vielfältige Wahlmöglichkeiten individueller Lebensgestaltung schon seit der sukzessiven Durchsetzung der traditionellen Ordnungen im Zuge der industriellen Revolution und – einer freilich vielfach eingegrenzten – staatsbürgerlichen Freiheit; doch sie mündete tendenziell in neuer, auch politischer Eingemeindung. So berichtet der Beitrag von *Jiří Souša* von den Lebenschancen, die sich einem schüchternen böhmischen Bauernburschen durch politische Partizipation ergaben. Aufgewachsen in engen dörflichen Verhältnissen, erweiterte er durch eifriges Lernen und die Wahrnehmung öffentlicher Ämter seine ganze Lebenswelt. Bürgerliche Lebensmuster bestimmten seine Lebensführung. Er nahm aktiv am Vereinsleben teil, auch in der Bezirksstadt Kolín. In den 1880er Jahren ließ er die zunächst bescheidene Wohnung um einen Salon erweitern. Doch stets stellte er seine Kenntnisse in den Dienst der Nation; er wurde zum vielseitig begabten Fachmann und fungierte als Mittelsmann zwischen Politik und Volk. Die Stilisierung seiner Selbstbiographie wiederholt die zeitgenössische liberale Bildungseuphorie in tschechisch-nationaler Gewan-

dung: Aus dem Bauerntum werde die Nation erstehen. Im zeitgenössischen Vorarlberger Kontext der Biographie des liberalen Bauern Franz Michael Felder präsentierte sich dieses Selbstbild als Befreiung vom herrschenden Katholizismus;²⁴ in der jüngeren Biographie des südmährischen Bauernsohnes Karl Renner als Einstieg in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung. Diese Beispiele umfassen längst nicht die ganze Bandbreite an politischer Bindung und Lebensgestaltung im *fin de siècle*, wenn sie auch einen Haupttrend dokumentieren. Šouša präsentiert schließlich ein zweites Beispiel, wie sich die bäuerliche Lebenswelt in der böhmischen Provinz im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte. Am Beispiel der ebenfalls dem bäuerlichen Milieu entstammenden Anna Chlebounová wird deutlich, dass sich auch die weibliche Rollenzuweisung abschwächte. Chlebounová machte sich als ökonomisch erfolgreiche Bäuerin ebenso einen Namen wie durch ihre politische Tätigkeit und Beiträge in der lokalen Tagespresse.

Die Lockerung tradierter lebensweltlicher Kohäsion und die kompensatorische Funktion politischer Orientierungen beobachtet auch *Lukáš Fasora* in Jundorf/Jundrov, einem Dorf an den Stadtgrenzen von Brünn/Brno. Jundorf wandelte sich im Untersuchungszeitraum 1890 bis 1918 vom begüterten mährischen Bauerndorf zur Vorstadtgemeinde. Viele Jundorfer gingen nach Brünn zur Arbeit, der Ausflugstourismus brachte neue Begegnungen. Die Grenze zwischen Stadt und Land wurde durchlässig, neue Medien und Umgangsformen erreichten das Dorf. Schließlich siedelte sich eine ganze deutsche Villenkolonie im Dorf an. Fasora zeigt, wie die örtliche Gemeindeadministration diese mehrfache Bedrohung des tradierten Dorfbildes und die Gefährdung ihrer eigenen, formal nur durch das plutokratische Wahlrecht garantierten sozialen Position durch das Bündnis mit einem nationalen Schutzverein, der *Národní jednota*, kompensierte. Die Banlieue von Brünn galt als heiß umstrittene ethnische Zone, hier vermengten sich die Prozesse der Urbanisierung mit Fragen der ethnischen Zugehörigkeit. So stellte die *Národní jednota* dem Dorf seine Schlichtungskompetenz zur Verfügung, um die innere modernisierungswillige Opposition gegen die Dorfbürgerschaft abzuschwächen und den dörflichen Konsens wiederherzustellen. Diese Vermittlungsleistung funktionierte sogar trotz des eminenten inneren Widerspruchs zwischen den konservativen katholischen Dorfeliten und der laizistischen Orientierung der *Jednota*. Konflikte ergaben sich bezeichnenderweise an einer anderen Front, durch den Austritt vornehmlich jugendlicher sozialdemokratischer Aktivisten aus der Nationalbewegung. Damit waren im Dorf drei politische Richtungen etabliert, die katholische Volkspartei, die relativ bedeutungslosen Tschechischen Nationalen Sozialisten sowie die Sozialdemokraten. Die politischen Bindungen waren allerdings durchlässig, beispielsweise durch Teilnahme mancher Personen und Familien sowohl an Gruppenwallfahrten wie an sozialdemokratischen Festen. Außerdem blieben trotz einer zunehmenden Vielfalt der politischen Angebote die traditionellen Dorffeste, vor allem Kirtag und Maibaumsetzen, weiterhin populär. Zu solchen Anlässen fand das sonst nach den diversen Orientierungen offene, aber nicht segmentierte tschechische Dorf wieder eine gemeinsame Begegnungs- und Selbstdarstellungsform. Diese ohnehin komplexen politisch-kulturellen Wechsellagen wurden durch die erwähnte deutsche Zuwanderung noch weiter untergegliedert. Doch es zeigte sich, dass das Dorf nationale Gefahr erst bei der Verletzung dorfinsterner Reglements identifizierte. Während eine durch gewisse Tschechischkenntnisse und kulturell durch gelebten Katholizismus angepasste deutsche Professorenfamilie in den Dorfkontext integriert wurde, galten die weiteren zugesiedelten deutschen Villenbesitzer beispielsweise wegen ihres fehlenden

„Gemeinschaftsgeistes“ für Feuerwehr und Kirche als Außenseiter und sie entpuppten sich durch die Forderung nach deutschsprachiger Erledigung ihrer Eingaben an die Gemeinde auch als nationale Kontrahenten. Bei solchen Situationen zeigt sich, dass die Umwandlung tradierter tschechischer Ethnizität in moderne Nationalität gelungen war, obwohl sonst im Alltag eine auffallende Bereitschaft zur Akzeptanz und Erlernung des Deutschen bestand, die nach Meinung der nationalen tschechischen Organisationen in einzelnen Fällen bis ans „Renegatentum“ reichte. Insgesamt ergibt das eine recht modern anmutende örtliche Gesellschaft, welche die Formierungskraft von Orientierungen je nach Begegnungs- und Kommunikationsebene abstufte, keine durchgehenden Segmentierungen und exklusiven Lagerbindungen zuließ und im Beziehungsgeflecht einer offenen Gesellschaft dem einzelnen situativ große Wahlfreiheit zugestand.

Auch *Ernst Langthaler* untersucht den Beziehungskontext Nation und Dorf unter der Perspektive *Wie aus Dörflern Österreicher wurden* am Beispiel der niederösterreichischen Gemeinde Frankenfels. In der Mitte des 20. Jahrhunderts, wo die Analyse ansetzt, hat sich aber schon vieles geändert in der dörflichen Binnenstruktur. Die Modernisierung hat bereits gegriffen und das Dorf schon alle möglichen Erfahrungen mit Demokratie und Diktatur gemacht. So entstanden neue Bedürfnisse, konnte die Nation greifen, brauchte man sie als Integrationsfaktor. Das Dorf variierte aber das Angebot der Nation je nach Bedarf, benutzte es zur örtlichen Integration, zur Definition seines Platzes im größeren Zusammenhang der imaginierten Nation. Das Dorf bediente sich nationaler Identitäten, um die Herausforderungen eines ökonomischen, politischen und geistigen Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg zu bewältigen. Auch im einsprachigen Frankenfels boten sich konkurrierende nationale Angebote, neben dem österreichischen auch ein deutsches, das die deutschnationalen Traditionen der Zwischenkriegszeit und der NS-Zeit über Mythen und mittelalterliche Heldengeschichten auch in die Nachkriegszeit trug.

Daraus – ergänzt durch die Ebene der lokalen Identität – entstanden gelebte Mehrfachidentitäten im Handlungsvollzug. Je nach Kontext traten dörfliche oder nationale Identitäten in den Vordergrund. Die beiden kollektiven Identitäten standen jedoch nicht in Konkurrenz, sondern ergänzen einander. Der dörfliche Zusammenhalt wurde durch das Adressieren einer gemeinsamen Nation auch in Zeiten der gesellschaftlichen Modernisierung und politischen Fragmentierung der 1950er Jahre aufrecht erhalten. Auf der anderen Seite bediente sich die Nation der dörflichen Lebenswelt und drang über Feste und Symbole in den Alltag und die Lebenspraxis der Dorfbewohner ein, weil sie mit ihren Bedürfnissen an lokale Erwartungen anschloss. Die Nation brauchte nicht nur die gemeinschaftsstiftende Abgrenzung zum ‚Früher‘, das durch das Konzept eines „neuen Österreichs“ geboten wurde. Die Nation benötigte über diese zeitliche Dimension hinaus aber noch ein ‚Hier‘, in dem der nationale Zusammenhalt erlebbar war. Die Bühne dafür bot das Dorf mit seinen (noch bestehenden) sozialen Interaktionsnetzen. Attraktiv wurde die Idee des Nationalismus für die Dorfgemeinschaft auch durch ihre teleologische Komponente. Das Konzept der Nation schuf Heilserwartungen, die mit nationalen ‚österreichischen‘ Werten gefüllt wurden. So wurde etwa der Mythos vom Wiederaufbau für die dörfliche Lebenswelt attraktiv, weil er zum einen eine bessere Zukunft versprach, zum anderen ein Wertsystem schuf, das über ideologische und soziale Grenzen hinaus Gültigkeit haben konnte und das Weiterbestehen einer homogenen dörflichen Lebenswelt in Aussicht stellte. Wie Langthaler in seiner Einleitung betont, ließe sich die Beziehung von Dorf und Nation auch aus der nationalen Perspek-

tive lesen, wie das viele Studien gemacht haben, die analysierten, wie die Nation die Dörfer überformte und zu ihren Bausteinen machte.²⁵

Von ähnlich lockeren lebensweltlichen dörflichen Verhältnissen des ungarndeutschen Dorfes Wemend/Véménd berichtet *Györgyi-Elisabeth Bindorffer*. Dem seinerzeit multinationalen und überwiegend agrarischen Dorf haben die ethnischen Vertreibungsvorgänge ziemlich zugesetzt. Zuerst wurden 1927 beinahe alle Serben (Raizen) ausgesiedelt, 1947 ein Teil der Deutschen. Dazu kam die Ansiedlung ungarischer Zwangsimmigranten unterschiedlicher ethnischer Gruppenbildung. Doch auch die Durchsetzung der realsozialistischen Macht, die regionale Peripherisierung, starke Emigrationstendenzen und ganz allgemein der gesellschaftliche Wandel innerhalb der Industriegesellschaft erschütterten die dörfliche Lebenswelt. Heute sei vieles fraglich, stellt Bindorffer fest: Arbeitsplatz, Lebenschancen, Hierbleiben oder Abwandern. Vor allem die im ungarischen Ambiente traditionelle ethnische Endogamie ist passé, weil die vielen Mischehen die seinerzeit selbstverständliche Abstammungslinie verwirren. Doch der ungarische Staat ist Minderheitenfreundlich, er schätzt und fördert ethnische Vielfalt, und daher lässt sich selbst unter diesen amorphen Verhältnissen eine deutsche ethnische kulturelle Gruppenbildung auf der Basis freier Wahlmöglichkeit feststellen. Zum verbindenden Merkmal wird die aus dem seinerzeitigen alltäglichen Sozialkontext zum neuen kulturellen Artefakt umgewertete und arrangierte Folklore. Nationalität wird also nicht mehr im Alltag gelebt, sondern auf der Bühne dargestellt. Das kennt man so ähnlich aus unzähligen Parallelbeispielen nationaler, regionaler oder dörflicher Folklorepflege, etwa auch der alpinen ‚Brauchtumspflege‘. Was Folklore hier in Wemend suggeriert, ist örtliches Deutschtum, doch die Ausführenden sind längst nicht mehr ausschließlich Deutsche, sondern Dorfbewohner in bunter ethnischer Mischung. Nationale Kulturpflege hat sich tendenziell vom ethnischen Substrat gelöst, sie ist in dieser offenen Situation allen zugänglich, zur unpolitischen Dorfidentität geworden. Das ist gespielte Nationalität, eine Nationalität ‚ohne Ablaufdatum‘, weil sie als Kulturform das Verstummen der deutschen Sprache sogar überleben kann, so ähnlich wie die elsässische Folklore.

Die Bildung von sekundärer Identifikation benötigt aber nicht einmal ein ethnisches Substrat. Sie lässt sich auch durch Bezugnahme auf andere angebliche regionale Besonderheiten konstruieren, wie *Thomas Hellmuth* und *Karin Tolar-Hellmuth* in ihrem Beitrag über die Weinbauern des Côte d’Or zeigt. Der Autor und die Autorin konzentrieren sich auf die lebensweltliche Prägekraft der Arbeitskultur im weltbekannten Weinbaugebiet. Der Weinbau ist seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert einem rasanten Wandel unterworfen. Das betrifft Rebsorten, die Kultivierung oder bestimmte Geräte, aber auch Kleidung, Arbeitseinteilung, Zeitmanagement und Vertriebsformen. Die Besitzstruktur wechselte zunächst vom Großgrundbesitz zur mittelbäuerlichen Produktion und später erneut zu größeren Betriebsformen. Die ganze Vielfalt von weiblichen und männlichen Arbeitstypen mit ihren jeweiligen kennzeichnenden Kleidungsstücken verlor sich. Selbst das Netz gegenseitiger Hilfe und Unterstützung wird nur noch zu seltenen Anlässen und bei großer unverschuldeter Not geknüpft. Parallel mit der Arbeitswelt lösten sich die tradierten kulturellen *comments* auf. Die in den jährlichen Arbeitsrhythmus eingepassten traditionellen Feste verschwanden oder – was seltener vorkam – sie überlebten in kümmerlichen Formen. Selbst die Sprache, das *patois* musste im verdichteten Kommunikationsprozess und auf Grund nationaler Bildungsvorgaben dem genormten Französischen weichen. Immer größere Bedeutung erlangte der Markt als Steuerungsmechanismus des Weinbaus. Ebenso wie der Produktionsprozess wurde auch

das fertige Produkt normiert, was Weinsorten, Qualität oder Preis betraf. Was lag näher, als die entschwindende kulturelle Überlieferung dem guten Geschäft zu widmen, dem Produkt Wein regionale Identitäten zu verpassen? Das war die Geburtsstunde der einzelnen marktgängigen Produkte, und folgerichtig wird der Gedanke der Vermarktung nun auch auf die inszenierten Kulturformen selbst übertragen und kann man jetzt ein paar Stunden traditionelle Weinlese samt Belohnungessen nachleben. Lebenswelt wird damit förmlich vermarktet, nicht immer zum Wohlbedinden der örtlichen Hauptdarsteller, die sich kaum mehr zurechtfinden zwischen ‚erinnert‘ und ‚nachgespielt‘, zwischen ‚echt‘ und ‚erfunden‘, zwischen ‚gestern‘ und ‚heute‘. Nicht einmal die Politik kann mehr gesellschaftspolitische Orientierung vermitteln, weil in Frankreich die Agrarromantik von jeher geringeren Einfluss erlangte als in Mitteleuropa, wo sie ohnehin auch jetzt die Deutungskraft verliert.

Separierte Lebenswelten, bleibende Feindschaften

In den bisher vorgestellten Beiträgen wurden gestaltungsfähige lebensweltliche Szenarien behandelt, wenn sie auch nicht durchgängige Harmonie erzeugt haben. Nun ist die Rede von unlöslichen und anwachsenden Konfliktszenarien, vor allem bedingt durch die politisch bewirkte tiefere Gravur tradierter Trennlinien. ‚Dauernde Feindschaften‘, unüberwindbare Grenzen sind die Folgen. Häufig sind es Kriterien des Politischen, die über Generationen tradiert werden und nicht auf den lebensweltlichen Koordinierungsbedarf Rücksicht nehmen.

Die Einwirkung politischer Orientierung auf ein ohnehin in Katholiken und Evangelische segmentiertes Dorf untersucht *Brigitte Entner* am Beispiel des Kärntner Dorfes und der Pfarre Bodensdorf. Die zwei großen zeitgenössischen Bewegungen, der politische Katholizismus und der Nationalsozialismus, offerierten sich in den 1930er Jahren dem Dorf, repräsentiert durch die Bezugsfiguren des Priesters/Pfarrers und des evangelischen Lehrers. Diese Konstellation kennt man auch sonst aus den Alpenländern. Pfarrer und Lehrer ringen vielerorts als Bezugsfiguren um die Dörfer. Im ohnehin religiös segmentierten Bodensdorf erlangt diese Auseinandersetzung ungeahnte Schärfe und grelle Ausdrucksformen. Die Auseinandersetzungen eskalieren bis zur Kirchenschändung und zur Inhaftierung des Lehrers. Entner verortet den dörflichen Konflikt im Handlungssystem der Beteiligten, an der dörflichen Schnittstelle komplexer Beziehungsfelder von Parteipolitik, Regierungspolitik, den großen staatspolitischen Zäsuren und Vorgaben, den Vorgaben der Kirchenhierarchien, den regionalen Beziehungsgeflechten der Nationalsozialisten sowie der regionalen Öffentlichkeit. Man sieht, wie eng das Dorfgeschehen in diese größeren Rahmenbedingungen eines überregionalen Handlungssystems eingebunden ist, wie durchlässig die Dorfgrenzen nach beiden Richtungen sind, für Einspeisungen ebenso wie für Rückkoppelungen nach außen in die politische Umwelt. Diese Interaktion zwischen kleiner Lebenswelt und politischer Umwelt ist sonst in den meisten anderen Beiträgen und in der Thematik der ganzen Tagung nicht im Mittelpunkt gestanden. So gesehen ergänzt der erst nachträglich erbetene Beitrag die Themenpalette des Sammelbandes. Freilich wären weitere Detailforschungen dieser Art nötig, um die Tiefenwirkung der politischen Kontroversen auf eine segmentierte örtliche Gesellschaft zu untersuchen, etwa ob die politische Einspeisung die ohnehin bestehenden innerdörflichen Linien tiefer gravierte oder ob die ‚große Politik‘ diese Segmentierung partiell überwinden konnte, wofür der Beitrag einige Hinweise liefert.

Die *Nation in der Kleinstadt* ist Gegenstand des Beitrages von *Bettina Gartner*, der die Frage von Politik und Kleinraum im Vergleich der Südtiroler Stadt Bruneck/Brunico und der elsässischen Stadt Wissembourg/Weißenburg untersucht.²⁶ Wiederum geht es um die Durchdringung der Lebenswelt mit dem Paradigma Nation, und in beiden Fällen offeriert sich der Lebenswelt eine vom örtlichen deutschsprachigen Ethnikum differente romanische Sprache. Doch sonst könnten die Rahmenbedingungen unterschiedlicher nicht sein. Denn Bruneck wurde von der Pariser Friedenskonferenz wie ganz Südtirol gegen seinen Willen dem italienischen Staat einverleibt, Weißenburg hingegen begrüßte die Rückkehr des Elsass in den französischen Staat. Damit korreliert die Brunecker Opposition gegen die Italiensierung und die Weißenburger Offenheit gegenüber der französischen Sprache und Kultur. Diese Differenz intensiviert weiters der Unterschied zwischen einem faschistischen Italien und dem demokratischen Frankreich mit ihren jeweiligen Machtpotentialen der unumschränkten Gewaltanwendung respektive demokratisch kontrollierter Staatsmacht. Entwicklungsgeschichtlich noch tiefer verankert ist schließlich der Unterschied zwischen einem – nicht zuletzt aus der altösterreichischen Tradition abgeleiteten – sprachlich-ethnischen italienischen Nationalismus und einem kulturell-politischen französischen Nationalismus, der auf dem politischen Gemeinschaftsbekenntnis beruht und auf einer niederen regionalen Ebene sprachliche Varianz, auch das Elsässische, toleriert.

Diese Differenzierungen übertragen sich allerdings nicht linear auf die lebensweltlichen Begegnungsebenen. Die realen Beziehungen brachten durchaus flexible Antworten, je nach dem Grad der erfordernten Anpassungsleistung. Kurz gesagt, auf allen manifest politischen Beteiligungsebenen partizipieren beide Kleinstädte in der verlangten Intensität, sei es durch die Beteiligung an Staatsfeiern, sei es durch die Mitgliedschaft in politischen Zwangsverbindungen oder freiwilligen Vereinigungen. Was die Brunecker Stadtbevölkerung der ungeliebten Nation unter dem Zwang der Verhältnisse und aus notwendiger Anpassung zugestand, das gewährten die Weißenburger freiwillig, willig und begeistert. Dieser Befund ist übrigens für Südtirol einigermaßen überraschend, er deckt sich aber mit weiteren Lokalstudien, beispielsweise zu Villanders und Brixen. In allen diesen Fällen zeigt sich die Fähigkeit deutschsprachiger Eliten zur Anpassung an die nun einmal bestehenden Verhältnisse, zum Arrangement mit der Staatsgewalt, die nun einmal in vielen Belangen unerlässlich war, besonders hier im städtischen Bereich. Immer wieder berichten diese Lokalstudien von der Vermittlungsleistung einzelner Deutscher zwischen der alltäglichen Lebenswelt und der italienischen Staatsgewalt. In Bruneck war es Bürgermeister Richard Hibler, der den Kontakt vermittelte, in Villanders ein sprachkundiger Einheimischer. Selbstverständlich waren die Staatskontakte im städtischen Umfeld intensiver als in der dörflichen Lebenswelt von Villanders, die Parallelen sind doch auffallend. Auf diese Weise kam es zu einem gewissen Arrangement mit den Verhältnissen, was doch im Widerspruch zur behaupteten vollständigen inneren und äußeren Opposition der Südtiroler gegen Italien steht. Dabei handelt es sich ohnehin um eine ganz irrealer Vorstellung. Im Übrigen gab sich der Faschismus in Wahrheit mit dieser formalen und äußeren Anpassung bereits zufrieden. Man wusste, dass vorläufig nicht mehr erreichbar war. Auch gewisse temporäre Begegnungsebenen auf der Ebene der Honoratioren wurden hergestellt. Man darf diese Verhältnisse nicht über Gebühr harmonisieren. Unabhängig von formaler Anpassung war der italienische Staat den Bruneckern gleich bedeutend mit permanenter Unterdrückung. So weit es ging, hielt man sich vom Staat ferne, separierte man Lebenswelt und Politik. Ganz anders in Weißenburg. Die Stadt be-

durfte keines Vermittlers zum Staat, hier war der deutsche Dialekt als Verkehrssprache überall akzeptiert, hier versuchten alle örtlichen politischen Kräfte einen Brückenschlag zum Staat, wenn auch unter der Reserve der Beibehaltung regionaler Identität.

Im Gegensatz zur politischen Beteiligungsebene blieben die alltägliche Lebenswelt und vor allem die regionale Sprachverwendung von Akkulturation weitgehend unberührt, und zwar unabhängig von Rezeptionsverweigerung und Rezeptionsakzeptanz. Die Staatssprache erhielt allenfalls den Charakter einer mühsam erlernten Zweitsprache. Zu ihrer Durchsetzung wandten beide Nationalstaaten so ziemlich dieselben Methoden von Zuckerbrot und Peitsche an, um in Erziehung und Sozialwesen in die Lebenswelt einzudringen. Der Erfolg war gering. Unterm Strich beherrschten daher die Brunecker besser Italienisch, als sie sich selbst eingestanden, und die Weißenburger erheblich schlechter Französisch, als sie von sich meinten. Das zeigte sich bei der direkten Begegnung 1940 als Evakuierte in Innerfrankreich. So gesehen differierte die politische Deutungskraft des Nationalen erheblich von ihrer kulturellen Formationskapazität. Außerdem hatten die Brunecker de facto wesentlich engere Alltagskontakte zu Italienern als die Weißenburger in ihrer räumlichen Isolation zu Franzosen. Wie auch immer, die ethnische Differenz blieb im Wesentlichen trotz erzwungener oder freiwilliger Akzeptanz der Nation unverändert, und auf dieser Basis konnte sie erneut auf die Ebene der Politik transponiert werden und damit politische Bedeutung gewinnen. Das zeigt eben doch diese Vielschichtigkeit des ethnisch-nationalen sozialen und semantischen Feldes. Die staatspolitischen Konflikte wurden gewissermaßen ein weiteres Mal vom Ethnischen gefüttert, indem sie plötzlich im sozialen Kontext wieder politisch konnotiert wurden. Solche Konflikte ergaben sich in Südtirol mit größter Regelmäßigkeit aus der Persistenz von Tracht und traditionellem Brauchtum, die nun aus dem populären Traditionskontext herausgenommen wurden und durch nationale Zuschreibung von beiden Seiten her, von den deutschsprachigen Südtirolern und von Seiten der italienischen Staatsgewalt, politische Zeichenfunktion für Widersetzlichkeit erhielten. So lässt sich an diesem Beispiel sehr einprägsam die nationale Umdeutung lebensweltlicher Konventionen nachweisen, wie umgekehrt am Beispiel Baumöl die lebensweltliche Verortung von nationalem Brauchtum beobachtet wurde. Gartner hat am Weißenburger Beispiel die elsässische Parallele erarbeitet. Denn hier wird die regionale Volkskultur gleichfalls aus dem lokalen Kontext herausgehoben und auf eine kollektive regionale Ebene transponiert. Damit erlangt sie Zeichenfunktion für einen im nationalen Zeitalter ganz eigentümlichen transitorischen Zustand, nämlich die Schaffung einer zusätzlichen kollektiven Deutungswelt, eines Identitätsentwurfes zwischen Deutsch und Französisch. Der Konflikt wird entsprechend zu seinen Entstehungsbedingungen zum Spielmaterial in den staatsinternen Auseinandersetzungen um Zentrum und Peripherie, Zentralstaat und Autonomie.

Die lebensweltliche Prägekraft politischer Vorgaben untersucht *Doris Gödl* am jugoslawischen Beispiel von Staatszerfall und Bürgerkrieg. Ihre Informationsbasis bilden ausgewählte lebensgeschichtliche Interviews mit Kroaten, Slowenen und Serben, allerdings ohne die Fokussierung auf kleine Untersuchungsräume wie sonst die Beiträge des Sammelbandes. Methodisch geht es wiederum um die lebensweltlichen Ich-Bezüge, um Deutungswelten in Erinnerung. Dabei zeigt sich durchgehend in allen Interviews das große Ausmaß der seinerzeitigen Identifikation mit Tito-Jugoslawien. Bei aller Vergangenheitsverklärung angesichts der tristen Nachfolgekrise lässt sich doch kaum an dieser durchgehend „jugoslawischen“ Orientierung im langen Zeitraum von 1945 bis zu Titos Tod in den 1980er Jahren zweifeln. Ethnische Unter-

schiede hatten in dieser langen Periode keine primäre politische Orientierungsfunktion, wenn sie auch weiterhin im ländlichen Alltag mehr, im städtischen weniger als soziale Ordnungsfaktoren, etwa was Heiratskreise betrifft, wirkten. Dennoch hat das jugoslawische Identitätsideal den Prozess der ökonomischen Destabilisierung und der institutionellen Demokratisierung nicht überdauert. Mit dem Staatszerfall kam die Stunde des Nationalismus, mit der Demokratisierung der Sieg der nationalen Parteien. Diese Umpolung der politischen Werte erfolgt nach Ansicht der Autorin in Kreisen der politischen Eliten. Durchsetzungsfähig wurde sie in einer Welt der Unsicherheit und Desorientierung. Veränderte Umweltbedingungen erforderten neue Orientierungen; der Nationalismus befriedigte diesen Bedarf, indem er aus den sprachlichen und kulturellen Überlieferungselementen neue nationale Referenztexte und entsprechende konfliktträchtige Grenzforderungen definierte. Dieses Erklärungsmodell greift auch hier, und tatsächlich erinnern die lebensgeschichtlichen Interviews Schlüsselszenen der Vernetzung von lokaler und individueller Lebenswelt mit den nationalen Deutungskonstruktionen. Doch auch hier im „jugoslawischen“ Beispiel stilisiert die Erinnerung das einfache Volk als bloß Leidtragende. Häufig bleibt die Frage nach der tatsächlichen Teilhabe an der nationalen Entfremdung vor Ort ausgespart. So finden wir erneut bloß Opfer und nicht auch Täter im Separationsprozess. Geschichte geschieht in diesen Erinnerungen, sie wird nicht (mit)gemacht. Wieder überlagert das biblische Bild der Vertreibung aus dem Paradies die realen Entfremdungsvorgänge und die Faszination, die der Nationalismus als Erklärungsmodell, hier nur kurze aber verhängnisvolle Zeit, ausübte.

Die ‚Lebenswelt Krieg‘ – wenn dieser Euphemismus gestattet ist – bildet das Umfeld einer Untersuchung *Oswald Übereggers* über die Fluchtmotive Trentiner Deserteure im Ersten Weltkrieg. Die nationale Geschichtsschreibung hat sich ausgiebig dieser Facette der Kriegsgeschichte gewidmet und die Flucht mit nationaler Sinngebung unterlegt, wenn auch mit unterschiedlichen Argumentationen und auf italienischer wie österreichischer respektive Tiroler Seite. Dem italienischen Nationalismus galten die Trentiner Deserteure als Zeugen nationaler Begeisterung für Heimat und Vaterland – der dafür verwendete italienische Begriff *patria* deckt bekanntlich beide Facetten ab. Willentlich, bewusst und wissend haben in dieser Lesart die jungen Trentiner dem Habsburgerreich den Rücken zugekehrt und sind in eine italienische Zukunft geflüchtet. Was auf italienischer Seite als nationale Heldentat gilt, bedeutet der traditionellen österreichischen respektive Tiroler Interpretation den Beweis irredentistischer Unzuverlässigkeit und eingeborenen Vaterlandsverrats. Die Kriegsrealität als Erfahrungshintergrund für Desertion war jedoch weitaus diffiziler als diese nationalen Interpretationen. Da wirkten im Gesamtpaket mehrere Faktoren ineinander. Das Entsetzen über die Kriegswirklichkeit jenseits aller Vorstellungswelt mit unschuldigen Toten und zerfetzten Leichen teilten die Trentiner Kriegsteilnehmer mit den Tiroler Soldaten ebenso wie die emotionalen Motive von Heimweh und Sorge um die Familie. Der Missbrauch militärischer Befehlsgewalt gegen Untergebene sowie die drakonische Bestrafung unerlaubter Entfernung von der Truppe betraf zwar gleichfalls alle subalternen Militärs, doch die italienischen Trentiner ungleich häufiger und drastischer als die Tiroler, weil sie ohnehin als politisch unzuverlässig galten und schon lange vor dem Krieg rücksichtsloser Geringschätzung ausgesetzt waren. Diese faktische Ungleichbehandlung steigerte die Distanzierung der Trentiner bis zum veritablen Hass auf die deutschen Offiziere und zählt sicher zu der politisch verursachten, aber nicht primär bewusst national umgrenzten Motivation von Desertion. So brachte auch in dieser Kriegszenerie die Nation einen gewissen Erfahrungsschub. Politisch

verursachte Diskriminierung löste auf Seiten der Verfolgten ein emotionales Wir-Gefühl aus, das allerdings noch ein weites Stück entfernt ist von bewusster nationaler Motivation. Überegger zeigt, dass nationales Gruppenbewusstsein bei diesen aus kleinbäuerlichen und eng umgrenzten Lebensräumen kommenden Trentinern nicht zu erwarten war, weil sie die Nationalisierung noch gar nicht erreicht hatte. Das änderte auch nicht der lebensweltliche ‚Erfahrungsschub‘ in Form des Krieges: Die Trentiner flüchten vor den unerträglichen Verhältnissen des Krieges als diskriminierte Italiener, nicht in ein imaginiertes Vaterland.

Eine zwar räumlich umgrenzte, aber zeitlich diskontinuierliche Sozialwelt bildete das jüdische Umfeld im Badekurort Karlsbad, das *Mirjam Triendl-Zadoff* in Erinnerung ruft. Die örtliche Israelitische Gemeinde war zwar nach böhmischen Maßstäben mit 1.400 Mitgliedern im Jahre 1900 ohnehin eine ansehnliche Gemeinde. Dazu kamen im Laufe der Badesaison viele Tausende von jüdischen Gästen aus Ost und West, jüdische Wunder rabbis mit ihrem Gefolge, assimilierte Juden aus ganz Europa und sogar aus dem fernen Amerika, und mit ihnen allen eine große Zahl von bedürftigen Juden, die ihren Anteil von Reichtum und Verschwendung erwarteten. „Warmbod“ wurde damit zu einer eigenen temporären Welt für mehrere Monate Saison, bis sich im Spätherbst die jüdische Klientel verlor. Solche Lebenswelten auf Zeit sind ohnehin Kennzeichen einer modernen Gesellschaft. Von einer Szenerie in die andere wandern wir heute im biographischen und jährlichen Ablauf, von der Arbeits- in die Wohnwelt, die Erlebniszonen und zeitlich rhythmisiert in die touristischen Destinationen. Damals im *fin de siècle* suchte der Tourist allerdings noch mehr als individuelles Glück in der Fremde, nämlich Geborgenheit in kultivierter Umwelt, Geselligkeit unter seinesgleichen und eine wirkliche Lebenswelt in bekanntem Umfeld. Die Sommerfrische mit ihrer Stammebelegschaft möglichst in eigenen Villen wurde zum Prototyp dieser künstlichen Lebenswelt aus zweiter Hand. Der Kurort bildete eine weitere Sonderform dieser Zeitwelten, und nicht zufällig suchten hier wie dort die Juden in der vorletzten Phase ihres „europäischen Jahrtausends“ Geborgenheit und Sicherheit einer kultivierten Szenerie.²⁷

Diese Illusion von lebensweltlicher Zugehörigkeit gewährte ihnen der Kurort Karlsbad jedoch nur aus Geschäftssinn, nicht aus Toleranz oder Ebenbürtigkeit. Man nahm die Gäste, wie sie kamen, auch die noblen oder weniger noblen „Polnischen“ in ihren je nachdem baumwollenen oder seidenen Kaftanen. Doch kaum war die Saison zu Ende, erwachte unter derselben heimischen Bevölkerung spontan und politisch pflichtbewusst der Antisemitismus. Dieser schloss ganz offiziell und per Plakat die hier lebenden Juden von den bürgerlichen Festlichkeiten aus, ja erlaubte sich sogar Pöbeleien gegen jüdische Passanten und ‚Dableiber‘. Zusammenleben und Zusammengehören fanden schlagartig ein saisonales Ende. In gewisser Weise wiederholte sich die schon an mehreren dörflichen Beispielen der deutsch-tschechischen Kontaktzone analysierte plötzliche Aufkündigung der Lebenswelt, allerdings in einer bezeichnenden Variante. Denn dort in den gemischten Dörfern entsprachen interethnische Alltagsordnung und Sinnsystem dem ernstesten Kulturwillen aller Beteiligten, während der Antisemitismus hier im deutschnationalen Karlsbader Umfeld lediglich wie ein durchsichtiger Film die sommerliche Akzeptanz überlagerte.

Es steht auf einem anderen Blatt, dass selbst diese, wie immer opportunistische und lediglich zeitweilige Ausschaltung der offen deklarierten Judenfeindlichkeit den Juden dennoch ein kurzlebiges Gefühl von Zugehörigkeit vermittelte, und Karlsbad, wie andere Sommerorte der Habsburgermonarchie, zu einem kulturell konstruierten „jüdischen Ort“ wurde. Dieser Binnenstruktur jüdischen Lebens widmet sich Triendl anhand zeitgenössischer

Texte, und hier findet sie alle die zeitgenössischen Ambivalenzen jüdischer Sozialexistenz und Identifikation zwischen orthodox und assimiliert, reich und arm, bürgerlich und proletarisch, Geschäft und Kultur, nobel und gewöhnlich, europäisch und amerikanisch, die sich im „Warmbod“ flüchtig zur Lebenswelt verdichteten, zum Begegnungsort mit eigener kultureller Signatur, die sich selbst im antisemitischen Sprachduktus karikierte: Identität entstand durch selbstkritische Aneignung der Fremdzuschreibung. Politik bot aber keinen Ausweg mehr aus diesem Dilemma, die liberalen Hoffnungen waren längst verbraucht, Sozialismus und Zionismus situationsfremd in diesem bourgeoisen Umfeld. So wurden die Juden doppelt heimatlos, in Lebenswelt und Politik.

Anmerkungen

- 1 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt am Main 1974; Bernhard Miebach, *Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung*, Opladen 1991.
- 2 Zum „Habitus“ vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1998, 174–182.
- 3 Peter Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1994 (Abschnitt I: Die Grundlagen des Wissens in der Alltagswelt).
- 4 Dazu Ernst Langthaler, *Das „Einzelne“ und das „Ganze“*. Oder: Vom Versuch, die Geschichte der „Heimat“ zu rekonstruieren, in: *Unsere Heimat* 63 (1992), 80–98.
- 5 Vgl. dazu Ilja Srubar, *Ist die Lebenswelt ein harmloser Ort? Zur Genese und Bedeutung des Lebensweltbegriffs*, in: Michael Wicke (Hg.), *Konfigurationen lebensweltlicher Strukturphänomene. Soziologische Varianten phänomenologisch-hermeneutischer Weltdeutung*, Opladen 1997, 43–59, hier 56f.
- 6 Franz Fallend/Armin Mühlböck/Elisabeth Wolgruber, *Die österreichische Gemeinde – Fundament oder „Restgröße“ im Mehrebenensystem von Kommunen, Ländern, Bund und Europäischer Union?*, in: *Forum Politische Bildung* (Hg.), *Regionalismus – Föderalismus – Supranationalismus (Informationen zur Politischen Bildung 18)*, Innsbruck u.a. 2001, 45–61.
- 7 Robert von Friedeburg, *Dörfliche Gesellschaft und die Integration sozialen Protests durch Liberale und Konservative im 19. Jahrhundert*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 17 (1991), 311–343.
- 8 Ruth Dörner, *Staat und Nation im Dorf. Erfahrungen im 19. Jahrhundert: Frankreich, Luxemburg, Deutschland*, München 2006, 22.
- 9 Keith Wrightson, *Two concepts of order: Justice, constables and jurymen in seventeenth-century England*, in: John Brewer/John Styles (Hg.), *An ungovernable people*, London 1980, 21–46.
- 10 Jaana Eichhorn, *Geschichtswissenschaft zwischen Tradition und Innovation. Diskurse, Institutionen und Machtstrukturen der bundesdeutschen Frühneuzeitforschung*, Göttingen 2006, 230–246; Michael Frank, *Dörfliche Gesellschaft und Kriminalität. Das Fallbeispiel Lippe 1650–1800*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1995; David W. Sabean, *Das zweischneidige Schwert. Herrschaft und Widerspruch im Württemberg der frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 1990.
- 11 John W. Cole/Eric Wolf, *Die unsichtbare Grenze. Ethnizität und Ökologie in einem Alpental (Transfer Kulturgeschichte 3)*, Wien/Bozen 1995 (Kapitel 2: Die Herausbildung der Tiroler Identität).
- 12 Ulrich von Hehl, *Nationalsozialistische Herrschaft (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 39)*, München 1996, 77–102.
- 13 Vgl. dazu Heide Inhetveen, *Staatliche Macht und dörfliche Ehre. Die Geschichte eines Ortsbauernführers*, in: Klaus M. Schmals/Rüdiger Voigt (Hg.), *Krisen ländlicher Lebenswelten. Analysen, Erklärungsansätze und Lösungsperspektiven*, Frankfurt am Main/New York 1986, 133–162.
- 14 Siehe dazu Stefan Eminger, *Lebenswelten. Großgemeinde Wolkersdorf 1870–2000*. Im Auftrag der Stadtgemeinde Wolkersdorf im Weinviertel, Wolkersdorf 2004.
- 15 Projekttitle: „Verfeindete Brüder an der Grenze. Böhmen/Mähren/Niederösterreich. Die Zerstörung der Lebensinheit Grenze 1938 bis 1948.“ Mitarbeiter: Hanns Haas (Salzburg-Rosenburg, Leiter), Peter Mähner (Altenburg-Wien, Projektbetreuer), Franz Pötscher (Frauenhofen-Gutau), Bohuslav Beneš (Brno), Thomas

- Samhaber (Waidhofen an der Thaya), Niklas Perzi (Waidhofen an der Thaya-Kautzen-Wien), Jiří Dvořák (České Budějovice), Jindřich Schwippel (Praha), Franz Weisz (Wien-Schwechat), Jiří Zimola (České Budějovice, Jindřichův Hradec), Bruno Kirchner (Horn), Ewald Hiebl (Salzburg). Vgl. auch Věra Frolcová, *Vztahy Čechů a Němců v příměstské obci Moravany u Brna v názorech a zkušenostech dvou generací*, in: *Etnické procesy v nové osídlených oblastech na Moravě. Na příkladě vybraných obcí v jihomoravském a severomoravském kraji*, Brno 1986, 139–145.
- 16 Hanns Haas, *Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt eines deutsch-tschechischen Dorfes*, in: Vincenc Rajsp/Ernst Bruckmüller (Hg.), *Vilfanov Zbornik. Pravo-zgodovina-narod. Recht-Geschichte-Nation*, Ljubljana 1999, 555–588.
- 17 Dazu ein slowakisches Vergleichsbeispiel: Marta Šrámková/Marta Toncrová, *Zur Frage der Identifizierungsfunktion der Folklore in Kontaktgebieten*, in: *Folklore in the identification processes of society (Etnologické štúdie 1)*, Bratislava 1994, 144–146.
- 18 Jiří Franc, *Und sollte man mit dem Frächterwagen dorthin fahren? Zur Geschichte der südböhmischen Kleinstadt Hohenfurth/Vyšší Brod in den Jahren von 1918 bis 1937*, Phil. Dipl., Salzburg 2001.
- 19 Peter Heumos, *Flüchtlingslager, Hilfsorganisationen, Juden im Niemandsland. Zur Flüchtlings- und Emigrationsproblematik in der Tschechoslowakei im Herbst 1938*, in: *Bohemia 25* (1984), 245–275. *Deutschsprachige Flüchtlinge vor den Nationalsozialisten sind aus den Untersuchungsgebieten nicht genannt.*
- 20 Vgl. dazu David Feest, *Von Kadern und Kolchosen. Die Sowjetisierung des estnischen Dorfs 1944–1953*, Köln/Weimar 2006.
- 21 Eine Kurzfassung des Beitrages siehe Heike van Hoorn, *Neue Heimat im Sozialismus. Die Umsiedlung und Integration sudetendeutscher Antifa-Umsiedler in die SBZ/DDR*, Essen 2004, 242–253.
- 22 Brunhilde Scheuringer, *Die sozialen Milieus der Volksdeutschen in Salzburg nach 1945*, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*, Salzburg 2000, 119–154.
- 23 Vgl. dazu Hanns Haas, *Salzburger „Städtische Lebenswelten“ vom Ende des Weltkrieges bis zur Jahrtausendwende*, in: Haas/Hoffmann/Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en)*, wie Anm. 22, 9ff.
- 24 Walter Methlagel, *Der Traum des Bauern Franz Michael Felder*, Bregenz 1984.
- 25 Vgl. dazu etwa: Eugen Weber, *Peasants Into Frenchmen. The Modernization of Rural France, 1870–1914*, Stanford 1976.
- 26 Bettina Gartner, *Die Nation in der Kleinstadt. Die Lebenswelten von Bruneck (Südtirol) und Weißenburg (Elsass) in der Zwischenkriegszeit (1918–1939). Ein Vergleich*, Phil. Diss., Salzburg 2004; dazu die Vergleichsstudie von Petra Augschöll, *Eine viel andere Geschichte? Die Villanderer Geschichte. Die Geschichte eines Südtiroler Bergdorfes im Zeitraum von 1918–1945*, Phil. Dipl., Salzburg 1999.
- 27 Hanns Haas, *Die Sommerfrische – Ort der Bürgerlichkeit*, in: Hannes Stekl u.a. (Hg.), *„Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“*, Wien/Köln/Weimar 1992, 364–377; Ders., *Der Traum vom Dazugehören – Juden auf Sommerfrische*, in: Robert Kriechbaumer (Hg.), *Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg* (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek Salzburg 14), Wien/Köln/Weimar 2002, 41–57.